

Genauso hätte ich auch er sein können, wenn in Mamas Bauch damals nicht seine, sondern meine Nabelschnur bei der Geburt zu wenig Sauerstoff durchgelassen hätte.

Jetzt verkrampften Mos Schultern vor Stress und seine Hand hörte mal wieder nicht auf ihn. Er hielt den Stift wie ein Messer in der Faust und zerkratzte das Übungsblatt, bis es zerriss. Er war völlig überfordert.

Mir schossen Tränen in die Augen. Ich wischte sie schnell weg und kniff mir mit dem Fingernagel ins Ohrläppchen, bis es wehtat. Ich hasste Mitleid. Ich hasste es bei der Verkäuferin im Laden und bei Frau Schlüter mit ihrem Hundewelpen-Blick. Am meisten hasste ich es bei mir selbst. Ich wollte kein Mitleid mit Mo haben. Er hatte jeden Tag viel zu viel Spaß, wahrscheinlich mehr als ich. Niemand sollte ihn bemitleiden, nur weil er manches nicht schaffte. Niemand sollte denken, dass man ihn deshalb nicht für voll nehmen konnte.

»Thorsten«, rief er vorwurfsvoll. Das war Papas Name. Der musste immer herhalten, wenn etwas schief lief. »Thorsten!« Er pfefferte den Stift wütend in die Ecke. »Thorsten, Thorsten, Thorsten!«

Ich ging zu ihm, hob den Stift auf und klebte das zerrissene Übungsblatt mit Klebeband zusammen.

Den Rest des Nachmittags half ich Mo bei seinen Aufgaben, die ich selbst in weniger als drei Minuten hätte erledigen können. Während Mo beim Denken mit den Zähnen knirschte, machte ich auch meinen eigenen Schulkram, holte den Splitter aus meinem Fuß und fegte die Scherben in der Küche auf.

Dann fütterte ich Fips, den Therapie-Hamster, den Mama für Mo angeschafft hatte, weil er lernen sollte, Verantwortung zu übernehmen. Er fühlte sich bei Fips aber nur fürs Kuscheln zuständig. Die ganze Hamsterarbeit und das Käfigputzen blieben an mir hängen.

Danach wartete ich. Ich wartete, während ich mit Mo Karten ohne Regeln spielte, wartete am Küchentisch, wartete am Fenster.

Die Uhr wollte einfach nicht schneller gehen ...

## GEWITTERSTIMMUNG

Als Mama um sechs Uhr endlich nach Hause kam, machte ich ihr die Tür auf. Die Klinke behielt ich gleich in der Hand.

»Mein Tag war so anstrengend«, sagte sie und die Handtasche rutschte ihr von der Schulter. »Geht's Mo gut?«

»Hört man doch«, sagte ich. In seinem Zimmer wummerte seine Karnevalsmusik.

Mama ging in die Küche, um ein Glas Wasser zu trinken.

»Danke fürs Einkaufen, Karl. Man kann die Tasche aber auch ausräumen.«

Wenn Mama nach Hause kam, hatte sie meistens noch ihren Krankenschwester-Ton drauf. Nicht den lieben, den sie für Patienten übrig hatte. Den nüchternen, mit dem sie und die anderen Krankenschwes-

tern und Pfleger sich auf dem Flur zuriefen, was alles noch zu tun war.

Ich schnürte mir die Schuhe schnell zu.

»Da ist ja noch 'ne Packung Eis in der Tasche! Mensch. Das ist doch Matsche jetzt. Das muss direkt ins Eisfach!«

»Ach so, ja, Kacke ...«, murmelte ich und hoffte, dass Mama nicht auch noch die Ketchup-Schlieren auf dem Tisch auffallen würden, die beim Abwischen zurückgeblieben waren.

Zum Glück kam Mo gerade aus seinem Zimmer und rannte Mama bei der Begrüßung fast um.

Sie bemühte sich, fröhlich zu lächeln. »Na du?! Hattest du einen schönen Nachmittag? Soll ich dir was vorlesen?«

»Jaaaaaaa«, schrie Mo und überfiel sie mit seinen Küssen.

»Ich geh dann mal!« Ich warf die Haustür hinter mir zu und schnappte mir mein Rad.

Ich raste unsere Straße entlang, an dem Bauernhof mit dem Güllegeruch vorbei und weiter in den Wald. Dort stürzte ich mich den Trail runter, den sich die anderen aus dem Dorf gebaut hatten.

Mit aller Kraft trat ich gegen die Mo-Enge an, die mich den ganzen Nachmittag über eingeschnürt hat-

te und das eigentlich schon tat, seit Mama nach unserem Umzug vor einem Jahr wieder angefangen hatte zu arbeiten. An vier Tagen in der Woche war sie jetzt auch noch für die Kranken in der nächsten kleinen Stadt da. Vier lange Nachmittage hatte ich Mo deshalb an der Backe.

Hinter dem Wald türmten sich schwarz-graue Wolken zu einem Abendgewitter auf. Ich hätte große Lust gehabt, in die Blitze hineinzufahren, mitten in den Sturm, damit mich der kalte Regen vom letzten Rest Enge hätte befreien können.

Aber das Gewitter war noch zu weit weg, auch wenn die Tiere um mich herum schon unruhig wurden und der erste Wind den Staub vom Feldweg fegte.

Ich hielt an, wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht und schaute gebannt auf die schwarz-graue Wolkenwand.

Da ahnte ich noch nicht, wie sehr mich die nächsten Tage durcheinanderbringen würden. Dass es mir vorkommen sollte, als würde mich ein Wirbelwind in die Luft drehen, bis ich mich selbst nicht mehr richtig verstand ...